

Die Nationalkirche

• Briefe an Deutsche Christen •

Herausgeber: Julius Leutheuser

Schriftleitung: Heinz Dungs

Nummer 16

Weimar, 28. April 1940

9. Jahrgang

In Gottes Auftrag Von Wundern umdrängt

Das Wunder ist des Glaubens liebste Frucht. Mit diesem Wort wird angedeutet, was wir immer wieder beobachten, daß der Glaube nur zu gerne sich eine Gefährdung im Wunderbaren sucht, um darin dann doch zum Leben und Gelingen zu kommen und so die Grenze zwischen Glauben und Wissen zu überschreiten. Das mag verständlich sein, weil so das Wunder in dieser Welt der Zuverlässigkeit das Unstichbare verleiht und beweist, Gott und Gottes Wirken in der Welt wird so leichter und greifbarer erkannt. Aber: Wunderglaube in diesem Sinne ist kein Glaube mehr, sobald das Wunder Voraussetzung des Glaubenswollens wird, ist es eben so wie der Glaube an die Ehre des Nationalen herabgezogen und damit entwertet. Darum hat der Christ in aller Züchtlerei diejenigen Stellen genannt, die den Glauben abhängig machten von den Wundern, die er tat. Damit hat er auch hier wieder das jüdische Denken und Glauben getroffen, das im Wunder die Befähigung von Jesus Vollmacht sehen wollte.

Gleichwohl drang derselbe Geist in späteren Zeiten in die Kunde von Christus ein und führte zu einer Vergrößerung der Wunder. Es ist jüdisches Denken, wenn die Wunder als Befähigung der göttlichen Vollmacht Jesu zum Kriterium seiner Persönlichkeit und seines Wertes heute noch gemacht werden. Die Wunder sind von Jesus nicht bezeugt, um seine Autorität zu bekräftigen, sondern sie sind Glaubensauforderungen, die aus einer engen Verbindung mit dem Vater „von selbst“ fließen. Aus seinem Lebenszusammenhang mit Gott sagte sich ihr Geschehen. Es ist darum falsch zu formulieren: Wunder sind Zurechnungen der Naturgesetze. Naturgesetze sind doch nur unsere Reflexionen über die Natur, von Menschen erdacht, und wie wandend sie sind, zeigt die Entwicklung der Naturwissenschaften deutlich. Kaum den Naturgesetzen kann man das Wunder daraus nicht stellen. Das Wunder macht man an Gott gemessen werden, und da kann man nichts anderes sagen als: Von Wundern umdrängt!

Wie Deutschen sind durch das Erlebnis der deutschen Volkwerdung in ein neues Verhältnis der Welt und des Lebens gekommen. Erlebt von der mechanistisch-

materialistischen Weltanschauung, die auf der alleinigen Gültigkeit „ewiger Naturgesetze“ aufgebaut war und uns an die Tyrannie höflicher Gesetze band, sind wir der Verleugung Gottes im Glauben nahegerückt. Damit wurde auch das Wunder aus seinen bis dahin rein biblischen Beziehungen befreit und wurde uns zum Erlebnis des völkischen Lebens und des Lebens überhaupt. Bei aller Anerkennung der völkischen Selbstbestimmung und -bestimmung, die sich in der Wahrheit ausdrückt: „Sich dir selbst, so bist dir Gott“, ist uns doch das völkische Erleben Wunder, das es bleibt zuletzt unerkennbar, weil nur an Gott zu messen, dessen Wertegüte uns durch den Glauben eines Mannes aus dem Lode ins Leben führte. Und wenn heute Tausende erst durch das Wunder von 1933 wieder glauben lernten, so wissen wir doch, daß die Unmittelbarkeit des Gottlebens in Adolf Hitler und seinem Kampf und Zug die Heiligen und Heiligen Heiligen, die Töpfer und Scherfamen aber liegen ließ. In Anfang stand nicht das Wunder, sondern der Glaube.

Je mehr dieser Glaube wächst und lebendig wird, umso mehr umdrängt uns das Wunder. Aber denken an die Fügung all der Fügungen, die uns jahrhundertlang zu schaffen machten: Die Befreiung von den fesseln des Verfallener Diktates, die Wiederherstellung der alten Reichsgrenzen, die Weitung des völkischen Raumes, die Weigerung des Reiches, sich dem Verfall zu ergeben, alle diese Wunder zu erklären und sie begründen in der Laubbild und neuen Lebensbejahung des Volkes, wir sind glücklich, daß der Führer selbst immer wieder im Rückblick auf das Geschick fern von der Verleugung ruhet und von der Wunde, die sich uns wieder zugewendet hat. Damit ist das Wunder der Ereignisse besagt.

Wer will nun noch feingläubig sein und erst sehen, um zu glauben? Wo ist ferliche Fügung der Zeitigen geworden, daß der Glaube, und zwar nicht der Wunderglaube, sondern der Glaube an den lebendigen Gott, das erste ist. Wenn Gott der Lebendige ist, und nicht ein ferner Gott, der so gelegentlich einmal wunderbar eingreift und wieder zurücktritt, was Verfahren war, wer Gottes im Erleben ihm selber, der glaubt auch das Wunder nicht als gelegentlichen göttlichen Eingriff, sondern als Erlebnis der Unmittelbarkeit

Arbeiten und Schaffen soll jeder nach seiner Art, denn in dem liegt sein Ziel. Davon soll er in sich und außer sich, und was ihm in der Seele, was ihm im Umkreis seines Seins von entgegenwirkenden Kräften zerstört wurde, das soll er immer von neuem geduldig aufrichten; denn darin liegt sein Glück. Wer die Arme sinken läßt, der ist überall verloren, „er zürnt ins Grab sich rettungslos.“

Wilhelm Kube

Von Arbeit stirbt kein Mensch. Aber von Ledig- und Müßiggang kommen die Leute um Leib und Leben. Denn der Mensch ist zur Arbeit geboren wie der Vogel zum Fliegen.

Zürcher



den einzelnen zu verhängen drohte. Der Tag der Zeit aber führte nach German, und Herr des Werkes ward der Arbeiter. Er kannte die Menschen nicht, die für ihn arbeiteten. Er suchte nur von Reingewinn und Akkumulation. Die Arbeit ward Sklave des Geldes und der Mensch Sklave der Arbeit.

Der deutsche Arbeiter seufzte voll tiefer Sehnsucht. Er war nur noch Kammer. Seine Kraft galt nur als Ware. Man schätzte diese Ware „Mensch“, wie man sie brauchte. Man warf sie weg, wenn sie ihre Schuldigkeit getan. Aber im deutschen Mann im Arbeiterfeld lebte ein feines Gefühl für Menschenwürde. Anfangs schaute er in seiner Not auf das Bürgertum. Er hoffte, von ihm zum mindesten Anerkennung der von ihm geleisteten Arbeit. Doch das Bürgertum ward im Wohlstand satt und überheblich und sah nicht nach denen, denen es diesen Wohlstand vor allem verdankte. Enttäuscht wandte sich der Arbeiter vom Bürger. Enttäuschter aber noch von den Kirchen, deren Lehren geboten, den Nächsten zu achten, und die doch jumeist den Schmachtschrei des deutschen Menschen im Arbeitsfeld nicht verstanden und deren Lehren die achteten, wie Sinder und Friedrich Raumann aufriefen zu befreiender Tat.

Nest ward der deutsche Arbeiter reiz, ganz in die Hände bereit zu geraten, die gewandt in Feder und Rede für sich schnell eine Chance witterten, der jüdischen Literaten. Was das Volk hören wollte, rebeten sie, und sie schrieben von Sklaverei des Proletariats, vom Fluch der Arbeit und vom Arbeiterfeind Kapital. Ihren jüdischen Hof setzten sie Jode um Jode in die Bergen des deutschen Arbeiters, doch gegen die Unternehmer, doch gegen das Bürgertum, doch gegen den Staat, doch gegen die Kirchen. Willige der Wissenschaft abgekündete Kenntnisse boten sie als ihre große Weisheit und leiteten im Gefühl der Aufgeklärtheit selbst Gott verdachten. Umjo lauter priesen sie die edle „Menschheit“ und die Internationale.

Begeistert lautete deutsche Arbeiterjugend den Sirenenklängenwellen weiter Freiheitsslieder. Und ahnte nicht, daß die, die Freiheit, Volksrechte, Sozialismus schrieben, vom anderen Ort, in gleichem Sinn waren wie jene, die nur nach Dividende und Auergegewinnen jagten; daß das Schreiben in Zeitungen und Reden in Volksversammlungen und Parlamenten nur Schmeißel war, daß diese „Arbeiterführer“ genau so gierig nach Geld und Ansehen waren, wie ihre scheinbaren Gegner, die „Kapitalisten“.

Es war ein deutscher Arbeiter, der nach jüdischen Schicksalschlägen, die mit dem deutschen Volk vor allem auch den Arbeiter trafen, den schuldlosen deutschen Menschen aus seiner Menschlichkeit und das deutsche Volk aus seinem Wohlstand stieß. Er zeigte das jüdische Gesicht, das aus dem Heger zum Massenkampf wie aus dem bezogenen Organisationsführer in gleicher Weise trat. Der Sozialismus, zu dem er antrieb, erhobte jenen Schmachtschrei des deutschen Arbeiters, wider „Mensch“ zu sein. Er ließ ihm dem Arbeitsmann seinen I. Mai, aber gab ihm dem ganzen Volke. Aber er löste ihn aus fälscher Bindung an Massenkampf und Weltbürgertum. Er arbeitete die Arbeit als Dienst, der nicht den Menschen fruchtet, im Gegenteil, ihm keine Würde gibt. Er lehnte den Arbeiter der Stirn und der Faust einander adeln als tätige Glieder in dem großen Werk, das sie alle umschließen, die Arbeitsleistung von ihnen fordert: dem Volk. Er lehnte verstehen, daß der Wert des Menschen nicht abhängt von der Art der Arbeit, sondern von der Treue, mit der er die Aufgabe erfüllt, die man ihm gestellt hat. Er rief er und alle zusammen zu dem arbeitenden Volk, das mit dem kämpfenden Vorkrieg in innerer Geschlossenheit den Weltkampf führt gegen den größten Feind aller erblichen Arbeit und jedes schaffenden Arbeiters, gegen



Deutscher Wald

Abb. 26. 1904

Erhab'nes Schweigen, hochgewach'ner Wald,
Du bist ein Hüter unser deutschen Herzen,
Du bist die Stütze für herbe Schmerzen,
Du birgst des Märchens liebliche Gestalt.

Gehst du des Schöpfers, Dem in der Natur,
Du hast als Hüter unser deutschen Herzen,
Die hoch im Gipfel deiner Stämme Kronen,
Und du verdeckst des schonen Bildes Spur.

Der Sehnsucht Heiler, die wir in uns tragen,
Der oft wie Sturm, oft wie ein Lüftchen weht,
Dann wie ein Dunst im Sonnenlicht vergeht,
Bist du, bis letzte deine Stämme tragen.

So tret ich ein in deiner Wildnis Hallen,
Es schneit Staub von meines Fußes Schritt,
Und deine Seele füllt mein Beien mit,
Indes in sanfterm Fliegen Väter fallen.
Gans Paulin.

die grausamste und lügenhafteste Macht der Welt, die den deutschen Menschen und die deutsche Arbeit schändete und das deutsche Leben, in das Leben aller Völker verflucht: das jüdische Gold.

**Wir haben das Neue. Wir hüten die Saat!
Wir halten die Treue. Wir leben die Tat!
Arbeiter, Bauern, Soldaten, Schaffer und
Kämpfer zugleich,
Arbeiter, Bauern, Soldaten bauen das heilige
Reich.**

Wir roden, wir graben, wir mauern den Grund, den heiligen Grund.

Deutschland soll ewiglich dauern, wir schwörens mit Berg und mit Grund.

Wir schaffen, wir schaffen, bereiten, die Kraft, das deutsche Blut.

Wir schaffen, wir schaffen und sterben für unser heiliges Gut.

(F. Schland)

Hr. Schenke, Weimar.

Rodenhof=Bauern

Erzählung von O. N. Schröder

Als Mathias Brunner, der Bauer auf dem Rodenhof, mitten in der Ernte die blanke Seite in die Gesträmmer hing und in aller Eile das Nötigste packte, dessen einer bedarf, der zur Fabne eilt, da blühte ihm sein Vater, der sechs- undsechzigjährige Altbauer Gottlieb Brunner, sitzend nach, während er auch nicht mehr redet voran, waren ihm Hausbrot und Ehrenfluß liebster Aufenthalts . . . an diesem Tage war er gern noch einmal jung gewesen!

Wie war das doch 1914? Da war er freiwillig dabei! Wie oft hatte er jener Kriegsjahre gedankt müssen! Nun lebte all das noch kraftvoller auf und erfüllte ihn wie einen Jungen. Er hätte wieder die endlos marschierenden Kolonnen, sah Pferde und Menschen und Geschütze durch Mägte und Erge eilen und mußte an Kämpfe und Räte denken. O Müd, dich er dabei gewesen!

Aber er hörte auch den Tod über die Felder poltern, sah ihn aus tiefen Augenhöhlen grinsen und über sternen Kameraden hoden. Waren sie 1918 hingegeben als Berraten, so mußte nun

wieder ein neues Deutschland zu den Waffen greifen, um sie zu erfüllen, nach jenen vier Millionen selbstgekau Kämpfer noch mit ihrem letzten Bild ercht.

Reidenburg, Lannenberg! Da war er dabei gewesen! Und wieder rief der Eltern! Welches geistliche Würdige damals, wels ungeheurer Hauf!

Voller Stolz und Freude blühte er vom Hofe aus durch das hintere Tor über den Wohlstand der Rodenhof=Hüter. Und er sah die trutzigen, wüßigen Rodenhof=Bauern mit ihren Musketen und Heiterjäheln stummen Guss herüberwinken, als müßten sie dabei sein, wenn der Mathias ansag.

„Kommst her!“ riefen sie dem Bauern zu, „stell dich zu uns, daß du noch einmal deine Feder überdickst und den weiten Himmel darüber blauen siehst! Ja, so mit deinen Füßen fest auf eigenem Grunde stehen und dann hinaussehen über den Kampf . . . ist dann nicht Deimat am Tag.“

Er dachte: „Was ist denn Deimat? Gedacht der

Schollen? Gejang an den Wiegen? Gewiß, all dies, und doch mehr! Nicht so eng ist sie!“

Das müht die Rodenhof=Bauern. Der Hirt, der über sie hinwegdrift, war Mitternacht aus Wetterland und der Geist, der sie recht nicht war bestlicher Geist. Er ward Heimatland Mutterland und Vaterland, so konnten sie ihm Dierern und Kämpfer sein!

Da Gottlieb Brunner den Sohn nicht mehr genährte, fehrte er zurück zur Hausbank. Nur die Gedanken wanderten mit ihm und jaumten seinen Weg. Um den Hof brauchte er nicht zu sorgen. Und hätte er sie tun wollen, zu rechter Arbeit hätte's nimmer gelangt. Hände züchtig und Füße schwer . . . nein, da blieb alles an den jungen Bauern hängen, und die fürchtete sich nicht davon.

„Du erhen und den zweiten Tag freisch wird ihr's lauten; denn ihr Gemit zu nicht so derb wie ihre Hände. Aber was fragt Bauernarbeit nach Abschied und Mümmerrücken? Und die Bauern mühte, daß dabei ein starker Arm nicht weniger wert, als ein gutes Gewebe born zünd. Und war es die erste Zeit gewesen, als sei der Hof stiller, da sein Herd nicht mehr über ihn beschaf, als seien die feineren Dausgänge leer und die Stunden schlechter geworden, so blieb es doch nicht immer so. Der Vorkriegsabend begann, da ging auf dem Rodenhof längst alles wieder seinen lauten, sicheren Gang.

Nur der Altbauer war noch frisch geworden und bedachter. Und als er die ersten folgen Siegeserndungen las, schaute er, daß er wie ein zahmler Hund in der Sonne liegen mußte, während die anderen poltische Treidjahd hielten. Und erkannte er auch: dies ist der Welt Lauf, so jürnte er auch; dies ist nicht gerade jetzt jung sein und zu denen gehören durfte, die Zukunft bauten.

„Gnadenbrot.“ „Gnadenbrot!“ sprach er bitter. „Was man noch leben.“

Dann kam wieder ein stiller, erdrückend schwerer Tag, da die Kunde vom Tode des Bauern den Rodenhof verteilerte. Die Knechte wagten keinen lauten Schritt, und die Mägte drückten sich davon, da die Bauern unablässig durch die Straßen irren und ihr Schmerz sich aufbauende und Tränen juchte.

Gottlieb Brunner fühlte eine kalte Hand nach seinem Herzen greifen und drücken und jchnüren, daß kein Atem pflif. Jernig stand er auf, schüttelte die Schwärze ab und wuschte mit dem Handtüchen den kalten Schweiß von der Stirn.

Abendtags war er mit den Knechten auf, war den Sträußig zur Seite und ließ anspannen. Der vierzigjährige Friedrich, seines Sohnes Sohn, mußte die Jügel nehmen; am Morgen hing der Pflug. So jahren die beiden auf's Feld, ein Pferd und ein Geis.

Ein Wärrichter ist er doch nicht, der Altbauer? Die Weiber jhüttelten die Köpfe. Gut er nicht Rechte genug?

Brunner genährte ihre Reugier nicht, und wenn ihn jemand grüßte, so war's kaum vernommener Klang. Die grauen Augen juchten die Straße entlang, als ginge da eintr . . . der nicht wiederkehrte.

Hat dem Stoppelfeld war der Mist schon gestreut. Nun jpannten sie die Tiere vor dem erdigen Pflug, und Friedrich, nicht weniger verwundert als die Dorfleute, blühte den Großbater erkrankend an. Der hinterste langsam am Herd, die je jeder Driff wert, daß man darüber nachdenke.

„Komm!“ befohl er, nahm die Ackerleine und ließ den Pflug in tiefer, braunglänzender Furche mitten über's Feld gehen. Am Aine lenkte er ab, jähelte zum Herde und aderte wieder hin ab. Der Dreiseer war schmal, bald konnte er umgeworfen sein; dann kam die andere Hälfte. Friedrich trieb die Pferde.

Über eine lange Zeit hörten die beiden nichts von dem Stämpfen der Tiere. Die blanke Pflugbahn jürstigte jumenten über Steine. Dann hachte sich der Geis unter verbissenen Schmerzen und jchleuderte sie hinweg und sprach, drohend auf eine Spattholde am Aine zeigend: „Pferd nicht, wie oft ich dein Vater und ich und alle

Die Arbeit ist der Mittelpunkt für das Wesen jedes Menschen. Wer in seiner Arbeit zufrieden ist, der ist zufrieden. Zufrieden aber kann ein Mensch nur in freier Arbeit sein, mit welcher er sich bewußt in die große Arbeit seines Volkes einreicht, mag sein Teil an der großen Arbeit noch so geringfügig sein. Die Menschen sind verschieden, daß weiß jeder und jeder weiß, daß es ein Oben und ein Unten geben muß; aber jeder muß verlangen, daß diese Einordnung im freien Kreise geschehe.

Paul Faust.

An Der Ostsee

Am Steufer der Ostsee stehe ich, am Meer der Ostmark, meiner Heimat, Kreisend und jugend wiegen die Wägen. Die Sonne kämpft gegen große Windwolken, die über den Himmel wandern. Das grüne Meer schlägt hoch, jaulend, in seinen, leuchtenden Klümmen, anjchwellend, zerjählend, wieder jchwelend. Einige Bewegung, ewiger Laut. Der Sturm, seit Tagen wütend, brüllt; das Meer brüht. Das Ohr füllt sich mit Urkräften, die waren, ehe der Mensch war, und das Herz, das jchlängelnde Herz, denkt ein Wort, einen Sinn: Dierem!

Ja, dies ist Heimat. Dierher jagen die Vorfahren aus Niederjachen, vor vielen hundert Jahren; hierher die Vertriehen aus allen deutschen Gauen. Cranzis, ins Holland, jogen mit Kreuz und Bild, Streitzug und Schwert, Pfing und Spaten. Draußen dem Lande den Sinn des Schöpfens, den Sinn des Lebens.

Und jagen weiter, kämpfend, zehend, bauend, immer ostwärts, und langen das Vieh der Dierener: „Nach Ostland wollen wir reiten! — Da ist das Land so schön!“

Hier, wo der nachgeborene Enkel von steller Aite in Sicht und Wollen blüht, jahren ihre Schiffe über See, blähten sich Egel im Wind jchlängelnd. Hier die grüne über grüne Flut, auf hoher See fanden sie, und hinter ihnen, im Land, wuchs auf den Feldern das Brot, rauchten die Ofen, spielten Kinder, jangen von Tümmen granitener Kirchen die regnen Kloden. Verbundenheit zwischen See und Mensch, Mensch und Gott. Der deutsche Gedant, jowas sich. Aus See, Urwald und Bruch ward Wohlstand und Ader. Der Bauer jchritt von Saat zu Ernte, von Ernte zu Saat, und machte das Ostland deutsch.

Die Ober ward deutsch, die Weichsel, Danziger hinaus, weithin, wochen die Fahnen uneres Reiches. Das Land ward deutsch, durch vieler Geschlechter Arbeit, Liebe und Schöpfungstat. Die Vorenzamt kämpfte, robete, baute sich vor, immer vorwärts. Ariele um Weile, im Ringen der Jährzubereite, in Geburt und Erben und neuer Geburt, in Rot und Raht, Leid und Grauen, Müd und Lust, ostwärts — bis Deutschland ward.

Dänenland, windabwecht, irbelt mit seiner Schärfe um mich. Dierem jchreien. Entlosg jander Zug der Eilandjöhren, den Jabelnaujungen.

Eine Stunde kam, der Schmad der Hof, das Verrats. Da jank meine Heimat in tiefen. Da jollten wir, Berraten, Vertriebene, nicht jürben wissen, was Heimat sei. Wie unter einem Pfuch lag unser Land. Ueber die Weichsel flut fallt der herliche Wind, jahren, jahraus, jpanzig lange, bittere Jahre!

Da kam die Befreiung — der Früher kam — und deutsch ward der Ofen . . .

Sturm priffelt die Dänen. Es hault in den Lüten, die Wandung rollt. Fernhin groß Donner, es ist ein Brausen und Raufjen, als breite die Welt zu jammern.

In mir tönt der uralte Klang. Das Vieh der Vater wird in mir wach. Ich sehe den endlosen Zug der Eilandjöhren, den Jabelnaujungen, Männer, Frauen, Jüngen. Ich sehe Kämpfer und Bauern, Schiffeleute und Bergleute; deutsche Menschen. Und ich höre ihr Lied, das ewige Bie der meiner Deimat: „Nach Ostland wollen wir reiten! — Da ist das Land so schön!“

Franz Lüdtke.

die andern vor uns hüten mußten! Für jeden Stein, den du liegen läßt, fährst du eine Gabe weniger in die Ewigkeit!

So gut er es meinte, so streng war er auch und so übertrieben redete er. „Schweig beim Andern ist der beste Dank! Wert bist! Flude Furchen, saule Hände! Kränze fürchten, flammende Sinn!“

Blüthen blieb Gottlieb Brunner mitten in der Kirche stehen. Die Pferde wurden vernehmend die Köpfe. Die Schollen tauchten.

„Dein Vater ist allweil ein rechter Bauer gewesen, Friedrich. In allem ist ihm zuerst der Hof gekommen. Darum hast ihr Brot genug zu essen gehabt, und nicht nur ich; für viele andere hat's gerichtet! Für viele, die nicht Acker und Ernte haben.“

Er schweig und blühte zum Pfaffe nieder. „Und darum ist dein Vater in den Krieg gezogen. Das Feind gegeben, da war der Feind oft genug über den beutigen Feldern und hat sie gerächt! Herrschosene Acker bringen Dünner, Friedrich! Ein Kampf, wer dem Feinde nicht weicht, an sie zu taufen.“ Wieder verjagte die Stimme. „Nicht für den einselnen ist das! Verzeißt das!“ Friedrich nickte. „Ran bist du der Bauer. Pfaff und Schwert dienen dem Vaterland! Pah aber die Tränen! Zac Scherers! Da, nimm!“ Und er übergab ihm den Pfaff und lebte ihn, die erste gerade Furche ziehen.

Die Holmgriffe waren noch warm von des Altkönigs barmen Geiste. Die Schollen flürzten ungleich; er mußte Hand ansetzen, da Friedrich zwischen den Holmen hin und her geschleudert wurde. Wohl war der noch jung zu lockem Stein, aber noch halb es? Der alte Brunner ließ die Rippen zusammen und half flammende Geißel befeuern. „es war die Leistenfeier, die er den Sechne hielt.“

So achteten sie die andere Hälfte. Und da die Furchen glatter und gerader wurden, hub er abermals an: „Aldere den Schwemz ein! Du müßt nur lernen, alles selber zu tun, daß es noch recht an den Hof. Du müßt Freude haben und dich nicht, wenn wir die Heimat wieder, woher das Leben!“

Wieder legte er die Hand an den Pfaff, gerade auf die des andern, obwohl die Furche breit und glänzend lag und eben wie seine. Ihm ward sichtlich zu Mühe und wie zum Aem. Und es war kalt, als händen wieder die Ahnhauern auf dem Felde und der Sohn bei ihnen. Und sie sagten zu ihm: „Du tußt recht. Sollet den Hof frei und rein; je herrlicher er liegt, desto größer wird sein Dienst! Daiset die Träne!“

Und wieder sah er Schlagflüßer, Hahldröwält, Mistgeräth, auf denen Kameraden starben, die die Heimat verriet.

Kur das nicht wieder! Trän stießen. Wogu sonst alles? Seine Worte klangen hart und eckig, als er zu dem Jungen sprach: „Du gehst hier nicht allein. Deine Ahrnen haben ihre Geister in gutem Glauben an ihr Volk und Land. Schwirt du ihren Willen? Wenn du überst und eckig und wenn du recht beginnst und dich müßt ...“ sie find um dich, wie ein Fluch über ein Segen. Und dein Vater wird seine Ruhe im Grabe finden, und die Zeite werden mit Fringen auf dich gehen, wenn du nicht selbst wie er gestorben! Er wüßt in fremdem Acker, Friedrich. Du müßt denken, daß jede Furche, die du ziehst, Schmutz auf sein Werk sei!“

Da das Feld voll hätte umgebrochen und die Schollen gleichmäßig tief und stark flürzten, mußte des Jungen schlanke Gehalt, und er umfachte die Solme ganz fest, als wolle er den Pfaff tief in die seichte, glänzende Erde drücken. Und er gedachte seines Vaters und gelobte, ein rechter Bauer zu werden, gleich ihm, und kein Schwömding.

Der Alte sah seine grauen, kalten Augen leuchten und mußte, daß ihm die Ahrnen geknetet und daß er seinem toten Vater begegnet war. Da rüstete er zur Heimkehr, und es dünnte ihm, als sei der Tag freundlicher und heller geworden.

So brachte er dem Hofe einen jungen Bauern heim und lächelt anrecht neben ihm, wie einer, der zum letzten Appell geführt.

Segen der Arbeit

Der tätige Mensch ist ein Arbeiter Gottes. Solche Tat ist Arbeit, Arbeit an der geschaffenen Welt. Anvertraut ist uns die geschaffene Welt. Am Leben der Geschöpfe sollen wir bilden. Durch uns fließt Gottes Strom in das Geschöpf, das auf Gottes Strom dahinterreißt zum Ziel. In unserer Arbeit an Geschöpf, Stein, Pflanze, Tier, an Erde, Wasser, Luft und Feuer sollen wir das Geschöpf seiner Bestimmung inniger energieführen. Mit dem Geschöpf sollen wir lobpreisen die Herrlichkeit des Schöpfers. Und unsere Arbeit am Geschöpf soll unserer Lobpreisen inniger heben zu unserem Ziel. Wir schmücken Gottes leuchtenden Strom mit dem Wirken unserer Taten.

Lothar Schreyer.

Ein tiefes Sehnen geht durch die menschliche Seele, ein Sehnen, das sie immer treibt und begleitet, denn vor ihrem inneren Auge sieht, wenn auch nur ahnungsmäßig, ein Bild, dem sie nachgeben muß. Es ist die Ahnung von dem, was aus dem Menschen werden kann und soll. Dieses Bild des Menschen wird nicht von selbst. Wie formen Schicksal und vererbte Eigenarten daran, aber nur dann wird der Mensch so Mensch werden können, nur dann in seiner Seele Frieden werden, wenn er darum ringt. Sein Werk, seine Arbeit, sein Schaffen das ist das Mittel, das ihn zu dieser Vollkommenheit, zu diesem Frieden, zu dieser Ruhe bringen kann. Gewiß, die Arbeit ist eine Notwendigkeit um der äußeren Erhaltung willen, aber das ist ja das Große, das Notwendige und Geheimnisvolle auf der Erde, daß es eigentlich nur Notwendigkeiten gibt und daß die Notwendigkeiten immer das äußere und innere Sein einschließen. Und so ist auch die Arbeit eine Notwendigkeit, die sowohl das äußere Sein des Menschen, wie auch sein inneres möglich macht. Nur durch Arbeit kann der Mensch äußerlich existieren, gewinnt er sein Brot; aber auch nur die Arbeit wird dem Menschen seine innere Ruhe bringen, weil ihm die Arbeit Gelegenheit gibt, an sich selber zu schaffen. Das ist das letzte Geheimnis der Arbeit, daß sie uns die Möglichkeit gibt, zu unserem Wesen zu kommen. Wenn weiterhin immer noch die Meinung ist, daß dieses Wesen, daß dieser Friede, daß diese Verbindung mit dem Ewigen uns wie ein Geschenk in den Schoß gegeben wird, so ist das der verhängnisvollste und größte Irrtum, dem die Menschen verfallen können. Alle Güter des Lebens müssen erworben werden, und um alle Güter des Lebens müssen wir kämpfen, ringen und arbeiten. Leid tragen und Opfer bringen. Je höher ein solches Gut ist, umso härter ist der Kampf, umso schwerer die Arbeit und umso größer das Opfer. Gewiß ist es auch so, daß die Arbeit allein, und würde sie mit größtem Fleiß und unter allergrößter Anspannung geschehen, uns dennoch nicht zu unserem Wesen und zu unserem Frieden kommen läßt. Das letzte Stadi, gleichsam die Voll-

endung, wird uns dann geschenkt. Aber ohne Arbeit, ohne Kampf, ohne Ringen gibt es auch dieses letzte Geschenk nicht. Darum ist es so, daß jeder von uns nicht durch Überlegenheit, nicht durch Verfechtungen das Ewigkeit Ewigkeit in sich findet und damit die Ewigkeit überhaupt, sondern daß wir als Deutsche über unserer Arbeit, über dem Werte, dem wir uns mit allen unseren Kräften hingegen haben, zu dem wahren, was in uns selber von der Ewigkeit her hineingelegt wurde. Wenn wir die großen Arbeiter des deutschen Volkes ansehen, finden wir das bestätigt. Es waren nicht die großen Arbeiter, sondern es waren auch die Menschen höchsten Friedens und einer tiefen Frömmigkeit. Aber ihrem Werke wurde ihnen dieser Friede, wurde ihnen diese Frömmigkeit, über ihrem Werke erkannten sie ihre Macht, die ihnen als Kraft geschenkt war, erkannten sie aber auch die Grenzen dieser Macht und lühten den Sieg des Ewigen, der ihnen wurde. Arbeit ist darum nicht nur ein stilles Gebot, sondern Arbeit ist der Boden, auf dem die Seele des Menschen zu innerer Vollkommenheit wachsen kann. Das ist auch das Geheimnis, das hinter Jesu Wort steht: „Ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist. Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“ Jansoß, er mußte das Werk vollbringen, das in ihn hineingelegt war, und er hat es vollbracht unter viel Arbeit, Kampf, Ringen, Not und Opfer. So ist in jeden ein Werk hineingegeben, ein Werk von der Ewigkeit hineingegeben, und jeder muß wirken, daß dieses Werk werde und daß mit diesem Werk er selbst wird, immer flatter, immer reiner, immer steter. Wenn wir darum am Tage der Arbeit nachdenken über die Arbeit, wenn wir die Arbeit als ein hohes Gut betrachten, das wie alle hohen Güter verbunden ist mit viel Mühe, dann was uns klar werden, daß mit der Arbeit, über der Arbeit, in der Arbeit das höchste Gut, das Menschen erringen können, verbunden ist, nämlich die Vollkommenheit ihrer Seele, die Freiheit und der Frieden ihres Herzens. H. W a n n e l.

Darum ist die Arbeit so groß und wichtig, weil Gott der Herr uns darauf angewiesen hat. Er hat den Menschen zur Tätigkeit bestimmt. Jeder Beruf ist Gottes Auftrag. Steodter.

Christliche Seefahrt

Was eine Seefahrt mit dem Christentum zu tun hat? Man müßte wesentlich eine englischen Tonny fragen, dem ja vermuthlich in zahlreichen Infraktionsstudien eine herrschende Beherrschung darüber zu Teil geworden ist, wie er mangels anderer zureichender Kriegsbegründungen seine Dant für die Errichtung des Christentums gegen die bösen Barbaren zu Waerle oder besser zu Waere zu tragen hatte. Man müßte also fragen, wenn Winston Churchill sein Soldaten auch so behagt, wie die übrige Welt — und warum sollte er ausgerechnet die ihm am nächsten Lieben dabei zu tanz kommen lassen — dann tun wir schon besser daran, uns auf eigene Faust zu orientieren.

Keinlich die Engländer selbst geben sich, unterstützt von zeitweiligen schlußförmigen Unterhaushalten Chamberlains, der irrigen Meinung hin, die besten Christen und die besten Seefahrer zu sein, so im gegenwärtigen Kriege ihre helle Seefahrt für ihr gutes Christentum und für die Kulturbelange der Welt wieder einmal — wenn auch bislang mit sehr zweifelhaften Erfolgen — in Anwendung bringen zu müssen.

Hätte das englische Volk nicht seit Jahrhunderten einen platonischen Geschichtsunterricht genossen, der es fortwährend immer tiefer in eine unheilvolle Verblendung führen mußte, dann müßten der Welt viele Kriege, zahlreichen Völkern eine atavistische Unterjochung und den Engländern selbst ein verhängnisvolles Abgleiten ihres Volkcharakters in einen ihrem rassistischen Bewußtsein widersprechenden Mammonsdienst erpartet geblieben.

So aber bekennt sich heute auf der dritten Ex-Zinsel kaum noch jemand darauf, daß sie vor vier Jahrhunderten von einer adrevertirenden, weislichen Bevölkerung democht war, so weislich, daß selbst ein ausgeprägter Krämer-Weiß, der seiner tiefschenden Beranuerung entsprechend diesem Volke doch eigentlich von jeder im Blute gelegen sein mußte, es nicht daran zu verhindern vermochte, den Ueberlebenden lange Jahrhunderte hindurch in fremden Händen zu belassen. So waren es unter den Nachfolgern Wilhelm I. die Franzosen der Normandie und Bretagne, die den englischen Handel monopolisierten; ihr folgten die deutsche und später die sogenannte holländische Heere. Dem Sonst von und nach den mittelaltlichen Waere hingegen pilgerten Bendia und Gemma ohne Doppelpunkt englischer Schiffe zu belagern. Ja selbst das Jüden an der englischen Küste betreiben bis zu den schäuerlichsten Verleuden der ersten Geschicht der „Mehrdant Adventures“ die Niederländer. John Robert Seelen hat in seinem Buche „Die Expansion von England“ deutlich genug nachgewiesen, wieviel Fröhe und Zeit es gekostet hat, den Engländern Seefahrt fürs Wasser beizubringen. So sieht also die „Tahne, verwegene Seefahrt“ der Churchill-Jünger aus zu einer Zeit, wo Italiener, Spanier, Portugiesen schon längst Geschlechter von genialen, hero-

ischen Ozeanfahrten hervorgebracht hatten. Dabei braucht diese intimeren geschichtlichen Feststellungen nicht erst eine deutsche Propaganda zu „erfinden“, sondern sie sind ohne weiteres bei volkstümlichen Gewährswörtern, etwa bei unjemen denügendemordenen Freunde Houston Stewart Chamberlain nachzulesen.

Aber der merkantile Trieb des englischen Streuerwesens trugdem Anlaß bei, sich ein heute allerdings in allen Zäulen wankendes Imperium zusammenzusetzen, so sind — „Gehelgheit macht Diebe“ — mühevolle „Eroberungen“ dafür nötig gewesen, wie Seelen berichtet: Kolonien haben sie gegründet, wo die Länder leer standen oder nur von nackten Wilden democht waren;

Dem deutschen Arbeiter

Kamerad, deine Hände sind rauh und voll Narben und Schwielen, du trugst die Steine zum Bau, drinn die Kinder der Andern jetzt spielen.

Kamerad, dein Gesicht ist hart und ernst und entschlossen: Du hast deine Träume verfehlet, wo andere sorglos genossen.

Du warst der getreue Knecht im Gedröhn der Maschinen: So mußt du dein heiliges Recht aus Oxyer und Bienen,

Der Zukunft innere Schau soll die Müß der Hande erklären — Kamerad, deine Hände sind rauh: Wir wollen sie ehren!

andere haben sie von Holländern, Franzosen, Spaniern durch Beträge ergriffen — oder aber, wie zum Beispiel Malta, durch Betragtsbruch. Jüden ist durch indische Truppen unterworfen worden; niemals hat England mit Waffengewalt Eroberungszüge unternommen . . .

Fretlich kam dann der Appetit beim Essen, was bei einem so goldbringenden Waere wie dem englischen am allerersteninsten beverwendlich ist. So hat es England im Verlaufe der Jahrhunderte zu seinen 400 000 000 Quadratkilometer gebracht, was beiseite nicht seinem „heilbigen Seefahrtgeciß“, einem irgendwie gearteten Reichsgedanken oder im letzten Grunde billigen Expansionsbestrebungen, sondern einer unsterblichen englischen Krämergeier zuzuschreiben ist.

Denn Maslin bereits im Jahre 1880 schreibt: „Der Engländer bekant heute nicht mehr: Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erden, jondern: Ich glaube an Vater Zollar, den alten Vertriebenen“, so kommen wir damit recht eigentlich auf die „christliche“ Seite der englischen Seefahrt zu sprechen. „Man kann nicht Gott dienen und den Mammon“, England hat sich im Verlaufe seiner Geschichte trotz aller wüthlich christlichen Verbrämungen seiner Raubzüge einseitig in den Mammon erwidigen. Wenn Winston Churchill nach seinem eigenen Worte bemerkt, als er an die Oefahr dachte, in der sich England beband und an das mächtige Deutsche Reich, einer „plöblichen Eingebung folgend“, die Welt aufsuchend und das 9. Kapitel des 4. Buches Moses las: „Höre Jtael, du wirst heute über den Jordan gehen, doch zu hineinrommel, einzunehmen das Land der Völler . . . Er wird sie vertilgen, und wirst sie unterwerfen vor dir her, und wirst sie betreiben und unterjochen bald, wie dir der Herr geordnet hat“, so vermag auch das der vielgerühmten englischen Frömmigkeit keinen Stoß und taupfelen Jüden mehr zu verzeihen. Es wäre jedenfalls für Millionen durch englische Brutalität und Grausamkeit gemarterte Völker besser gewesen, Churchill hätte damals als fremde Lojung die 10 Gebote gestochen. Um nur eines von den tausend Beispielen zu nennen: Das fünfte Gebot wäre für die Beschäftigten unbenommen sein. Terrordie in Kogypen, die mit zerstücktem Stiebmagen dalagen, ein jüdenbissenes ungelinder Anlaß gewesen. Aber auch das 7. bis 10. Gebot hätte sein englisches Volk zu durchaus anderen Handlungen willig machen müssen. Unausdenkbar gar, wenn man durch eine Lojung aus dem Neuen Testament idishalmäßig beinträchtigt worden wäre. Das alles trifft für den jüngsten Krieg Englands ebento zu. Es ist also doch nicht mit der „christlichen Seefahrt“, mögen wie die Schrift bechen, wie wir wollen. Der deutsche Sieg wird dem bekannerenwertigen Tonny die Augen öffnen, daß die Inkulturation ihres Etapenheupüttlings Churchill falsch gewesen sind. Die geräute jüdisifizierte Welt aber wird sich über das „Christentum“ deder von Schlage K. Chamberlains neue Gedanken machen, aus denen sie kein Erford je mehrs wieder prüfensieft sein.

Und was die „Kultur und Zivilisation“ der Völler“ anbelangt, für die zu kluten dem armen Tonny als ertrüblichermes Stiegsziel vorgere wird, so hat der Verlauf des Krieges bis heute schon wieder gezeigt, daß die Intelligenz ihres Vigenlörds W. C. das einzige sind, was mit Zivilisation noch in urföhlischem Zusammenhang stehen dürfte.

Dieo Hermann, Dresden.

„Die Baumwolle sitzt den Engländern viel tiefer wie der Protestantismus im Leibe.“

Otto von Bismarck.

Das Tun mit den Händen

ist die würdigste Beschäftigung für den Menschen!

Rudolf Koch.

